

Johannes Huber

Bundesgymnasium Tanzenberg

Betreuende Lehrkraft: Mag. Claudia Wobovnik

Thema 3

Sicheres Wissen ist uns versagt. Unser Wissen ist kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen. Diese Einsicht mahnt zu intellektueller Bescheidenheit.

Karl Popper: Logik der Forschung, 1935. Zitiert aus: Reininger, Robert; Nawratil, Karl: Einführung in das philosophische Denken, 1985, S. 76

Seit dem Ursprung der Philosophie vor tausenden von Jahren, ja, vielleicht auch schon seit viel längerer Zeit, hebt uns Menschen vor allem ein Umstand von der Tier- und Pflanzenwelt ab: Der Hunger nach Erkenntnis in erster, der Durst nach Wissen in zweiter Linie. Und immer schon gibt es die, die glauben, alles zu wissen – die Autoritären – und die, die es wagen, den Ist-Zustand der allgemein akzeptierten Wissenslage zu bezweifeln, die nachforschen und hinterfragen – die Vernünftigen.

„Sicheres Wissen ist uns versagt. Unser Wissen ist kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen. Diese Einsicht mahnt zu intellektueller Bescheidenheit“, meint Karl Popper und wirft damit indirekt, aber vermutlich nicht unwissend, eine substantielle Frage nach dem Wert der Wissenschaften auf: Was nützt es uns, etwas wissen zu meinen, etwas wissen zu wollen, wenn Sicherheit in der Welt der Empirie nie gegeben ist? Es könnte einen in die Verzweiflung treiben, scheint mehr wie eine Sisyphos-Arbeit, wenn man das Streben an sich kritisch beleuchtet.

Die negativen Folgen dieser Erkenntnis sind nicht schwer auszumachen. Gibt es kein Wissen, welches nicht widerlegt werden kann, und ist es, wie Popper meint, mit Raten gleichzusetzen, kennt die Wissenschaft und das Denken kein Ziel, auf das es hinarbeitet. Im Grunde ist genau das das Wesen unseres Forschens: Wir finden logische Zusammenhänge, beobachten, sind wachsam, jedoch kann jederzeit eine unvorhergesehene Wendung eintreten, ja, sogar ein Rechenfehler, und das Konstrukt unseres Wissens stürzt ohne Weiteres ein. Unser Faktenwissen ist somit keine stabile Grundfläche für neue Erkenntnisse, sondern vielmehr ein filigran, aber sorgfältig gebautes Kartenhaus, das immer erweitert und höher gestapelt wird. Das Kartenhaus ist zwar von fehleranfälliger Menschenhand errichtet, aber wird von gut überlegten Denkvorgängen und logischen Schlussfolgerungen geschützt, sodass es nicht

einfach so einstürzen wird. Das hebt unser Kartenhaus, das nämlich des Wissens, von anderen Kartenhäusern, die mehr larifari auf einem Wirtshaustisch errichtet wurden und bei der geringsten Bewegung umstürzen können, ab: Das Kartenhaus, welches die Wissenschaft errichtet hat, ist gut isoliert, auf festem Untergrund, stabil gebaut. Denn es entstand durch jahrtausendelange Denkprozesse – natürlich mag es sein, dass hie und da Teile eingestürzt sind, aber nur, um sie durch neue, stabilere Komponenten ersetzen zu können.

Im Bezug auf den Vergleich mit der Sisyphos-Arbeit hätte sicherlich auch der Existenzialist Albert Camus einiges einzuwenden. Ja, die Wissenschaft mag eine Sisyphos-Arbeit sein. Jederzeit kann ein ganzes Gedankenkonstrukt einstürzen, nie kann man sich der Gültigkeit der Grundvoraussetzungen, die man sich gestellt hat, gewiss sein – können wir die Wahrheit an sich überhaupt erkennen? Können wir uns denn wirklich sicher sein, dass die Mathematik, durch die wir unsere Erkenntnisse auszudrücken versuchen, nicht an irgendeiner Stelle fehlerhaft ist? So wie jedoch Camus in Sisyphos' Aufgabe einen tieferen Sinn findet, da ja Sisyphos das Felsenhieven zu seiner persönlichen Sache macht und sich damit einen eigenen Kosmos mit eigenem Sinn erschafft, macht auch die Ungewissheit der Wissenschaft das Streben nach Erkenntnis nicht überflüssig. Allein in seinem Verlangen nach größerem Wissen, in seinem Streben nach Erkenntnis, kann der Mensch für sich schon einen Sinn finden. Auch wenn er niemals auf die Vollständigkeit seines Verständnisses des Kosmos hoffen kann, kann er sich diesem Ideal sehr wohl annähern, Zusammenhänge verstehen und sich durch dieses kritische Raten auch in der eigenen Persönlichkeit stärken. Es verleiht Sinn, nicht göttliches Wissen zu wollen, sondern dorthin zu streben.

Sucht man bei Kant nach einer Antwort auf diese grundsätzlichen Fragen, könnte einem vor allem folgender, oft rezipierter Kant-Satz ins Auge stechen: „Sapere aude!“ – Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Oft steht dieses Zitat im Kontext der Aufklärung, welche die Menschen animieren wollte, aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit auszubrechen. Jedoch unterstreicht Kant auch in dieser Frage eine Grundmotivation, die dazu antreibt, einen sogar dazu auffordert, weiterhin gen Wissen zu streben. Es braucht Mut, in diese stürmischen Gefilde zu segeln, aus denen eine unbeschadete Rückkehr mehr als ungewiss ist. Wenn die gesamten Bemühungen durch eine einzige Welle verschlungen werden können, ist es ein waghalsiges Unternehmen, wenn nicht das waghalsigste, den Mut zu finden, die Segel zu setzen und die Reise in die Untiefen des Kosmos und zu den kleinsten Partikeln, in das Wesen aller Menschen und in die abstrakte Welt der Zahlen und Variablen zu wagen. Umso belohnender ist es jedoch, nach einer langen Reise unversehrt, wenn auch erschöpft, wieder

anzulegen und neue Erkenntnisse mitzubringen, die keiner bisher gesehen hat. Ist es nicht die höchste Muse, Neues zu verstehen? Schließlich geht man auch nur auf einen Berg, um sicher und mit neuen Erfahrungen wieder unten anzukommen. Am Ende hindert das Nichtvorhandensein einer faktisch unwiderlegbaren Wirklichkeit also nicht das Abenteuer der Wissenschaften, es ist vielmehr der Antrieb, der Reiz, der Charme dieses Strebens.

Man muss jedoch nicht ins Große abschweifen, um Auswirkungen dieser Denkweise auszumachen. Fängt man bei sich selbst, beim Individuum an, dann mahnt uns Popper, unsere auf Fakten gebaute Ansicht nicht für voll zu nehmen. Sie kann nämlich prinzipiell nicht die einzig völlig richtige sein, da nicht einmal die Fakten, auf denen wir unsere Ansichten aufbauen, gesichert sind. „Diese Einsicht mahnt zu intellektueller Bescheidenheit“ schreibt Popper, und diese Bescheidenheit ist eine Grundgegebenheit für das Miteinander und den Diskurs. Schon der Stoiker Seneca schreibt in seinen Ethikbriefen an Lucilius, dass das Merkmal einer zum Besseren gewandelten Sinnesart sei, dass sie ihre Fehler, die sie bisher nicht kannte, sehe. Ein in seiner Meinung festgefahrener Mensch ist autoritär, es macht keinen Sinn, mit ihm zu diskutieren, oder nach Einstein: „Es ist schwieriger, eine vorgefasste Meinung zu zertrümmern als ein Atom.“ Da Diskurs und Ideenaustausch für einen solchen Menschen in weiten Teilen wegfallen, kommt dieser in seinem Streben, in seiner Erkenntnis nie weiter. Sämtlicher Sinn, den oben beschriebenes Streben also bietet, geht für ihn verloren. Kurz: Der Mensch, dessen Meinung feststeht, wird in seinem Denken nie weiterkommen – denn auch ein Kapitän, der beim Navigieren nur auf sich selbst hört, läuft schnell Gefahr, die falsche Route zu verfolgen und schlussendlich in launisches Gewässer zu geraten.

Nein, es gibt keine universelle Wirklichkeit, und niemand wird je alles wissen können, aber genau dadurch haben wir die Möglichkeit, in unserem Streben nach eigener Erkenntnis einen Sinn für unser Leben zu finden: So ziellos das Forschen auch ist, so wertvoll ist es für unseren Geist, da ihm ein Sinn verliehen wird. Auch privat mahnt uns diese Einstellung, unsere eigen geschaffene Wirklichkeit nicht für garantiert zu halten, und macht uns dadurch zu besseren Menschen, zu besseren Mitmenschen. Der Weise weiß, dass er nichts weiß. Nur dadurch ist sein Geist offen für Neues. Er ist derjenige am Steuer, hört aber auf die Ratschläge seiner Matrosen und meistert somit heldenhafte Abenteuer durch bislang unerforschte Gewässer.